

Werk

Titel: Die erste Aufführung des Götz von Berlichingen

Autor: Werner, Richard Maria

Ort: Frankfurt a. M.

Jahr: 1881

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?503540463_0002|log10

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de



4. DIE ERSTE AUFFÜHRUNG DES GÖTZ VON BERLICHINGEN.

VON

RICHARD MARIA WERNER.

Es hat etwas Begeisterndes, die erste Wirkung des Götz zu beobachten. Wie ein mächtiges Gewitter, mit Blitz und Donner, fuhr dieses Drama in die schwüle Luft der bürgerlichen Schauspiele. Alles wurde hingerissen. Selbst die Tadler konnten sich der frischen Jugendlichkeit dieses »schönsten interessantesten Monstrums« nicht entziehen. Die knöchernste Prosa, Christian Heinrich Schmid, hätte nach eigenem Geständnisse den »sehr bedauert«, »der Musse genug gehabt hätte, während der ersten Durchlesung zu bemerken, dass der Verfasser fast auf allen Seiten gegen die Vorschriften der Kritik gesündigt«. Die »kritischen Linné's« waren ungewiss, in welche Klasse sie es setzen sollten; »c'est l'histoire d'un héros mise en dialogues; d'une scène à l'autre le théâtre change; c'est une tragédie et il y a des endroits comiques: à côté du langage noble et élevé d'un guerrier ou d'une femme sublime, on trouve le langage vulgaire et bas d'un valet;

au milieu de tout ce que la tragédie peut offrir de terrible, de situations grotesques qui font rire«. Man könnte das Schwanken im Urtheile, die Ungewissheit über das Hervorstechende nicht besser ausdrücken als dieser Franzose im »Journal Encyclopédique«. Die Kritiker waren naiv genug einzugestehen, dass sie mit dem Götz noch nichts rechtes anzufangen wüssten; es fand sich aber auch hier die Etiquette, und sie lautete »Shakespeare«. Freilich dieser war nun schon anerkannter, aber man fühlte sich in seiner Gegenwart noch nicht recht wohl. Auf die Bühne war er nur in schlechten Bearbeitungen gekommen und gehörte noch nicht zum stehenden Repertoire.

Dem Götz gegenüber wurde von der Kritik die Frage nach der Aufführbarkeit kaum recht gestellt. Wieland sagte ganz im Vorübergehen, nur zwischen zwei Gedankenstrichen apodiktisch von dem Schauspiel »— das man nicht aufführen kann — bis uns irgend eine wohlthätige Fee ein eigen Theater und eigene Schauspieler dazu herzaubert —« und fügte im Verlaufe seiner Anzeige halbwehmüthig hinzu: »Welche Wunder sollte der Genie, der dies gethan hat, nicht auf unserer Schaubühne wirken können, wenn es ihm einfiele, Schauspiele zu schreiben, die man aufführen könnte?« Und noch in den »Briefen an einen jungen Dichter« läugnet er es schlechterdings, »dass der Verfasser Götzens die Absicht dabei gehabt habe, ein gangbares Stück für unsere meistens herumziehenden Schauspieler-Truppen zu verfertigen«.

Meusel dachte nicht anders davon: »Wir glauben nicht, dass irgend eine Schauspieler-Gesellschaft auf den Einfall kommen wird Göz von Berlichingen zu geben. Ohne auf die fast unübersteiglichen Schwierigkeiten der Vorstellung zu sehen, vermuthen wir sicher, dass dieses Schauspiel auf der Bühne nicht gefallen würde. Wenn wir es als ein *Stück für die Bühne* betrachten wollten, so würden

unsre Urtheile ganz verschieden von derjenigen seyn, die wir in dieser [im ganzen lobenden] Kritik geäußert haben«.

Auch der Recensent im Altonaer »Neuen gel. Mercurius« sagte rundheraus: »Aufgeführt kann das Stück nicht eher werden, bis wir ein Parterre, gleich dem englischen, haben, das eigensinnig genug ist, etwas ansehen zu wollen, das es kaum halb versteht, und auch im Grunde kaum halb schön findet; auch wird der Verfasser es selbst nicht in der Absicht verfertigt haben«. Von Anderen, z. B. von Schmid, wird Goethe immer in Gegensatz zu »seinem Bruder, dem theatralischen Dichter« gesetzt. Goethe gestand selbst im Alter, an der Darstellbarkeit nach wiederholten Versuchen verzweifelnd, ein Stück, das nicht ursprünglich mit Absicht und Geschick des Dichters für die Bretter geschrieben sei, gehe auch nicht hinauf, und wie man auch damit verfare; »es wird immer etwas Ungehöriges und Widerstrebendes behalten«.

Mancher Kritiker und Lobredner bedauerte dies, Claudius z. B. ist überzeugt, dass Freund und Feind gewiss mit ihm wünschten, dass es möchte aufgeführt werden können. Und ein anderer (wahrscheinlich Bahrdt) vermisst sich: »Wir getrauten uns, mit geringer Mühe die Schauplatzveränderungen so zu reduciren, dass sich das Schauspiel aufführen liesse«.

Für einen Schauspieldirector lag daher nichts näher, als den Versuch zu wagen, konnte er doch sicher sein, dass man wenigstens der Curiosität halber ins Schauspielhaus laufen würde. Koch, der mit seiner Gesellschaft damals, nachdem er in Leipzig das Publikum entzückt hatte, in Berlin Vorstellungen gab, war unternehmend genug, das »schöne Ungeheuer« auf die Bühne zu bringen. Und das muss ihm, obwohl er es gewiss nur aus Speculation gethan hatte, als patriotische That angerechnet werden. Bedenkt man den grossen Einfluss, den damals alles fran-

zösische Wesen gerade in Berlin hatte, wie der Hof, gleich den Gelehrten und Schöngeistern, durchaus Pariser Geschmack, Pariser Interesse hatte, so erscheint die erste Aufführung eines Götz, noch dazu des ersten Goethe'schen Werkes, das die Bretter beschrift, doppelt und dreifach wichtig. Mag die Koch'sche Gesellschaft, wie die Berliner Bühne der Aufgabe nicht gewachsen gewesen sein, mag das Neue, Unerhörte des äusseren Apparates, der Rüstungen und Costüme, einen grossen Theil des Interesses für sich in Anspruch nehmen, so bleibt doch das Verdienst unläugbar, dass Koch ad oculos demonstrirte, der Götz sei wirklich »die Morgenröthe einer neuen Dramaturgie«, von welcher Hamann gesprochen hatte, und ein grossartiges Kunstwerk modle den Geschmack selbst des widerstrebendsten Publicums. Zwar waren die Meinungen auch jetzt noch getheilt, zwar jubelten die Einen, während die Andern noch immer zweifelnd und spöttisch die Köpfe schüttelten, aber der vortreffliche »Kassenerfolg«, wie wir heute sagen würden, den Niemand wegläugnen konnte, sicherte dem Götz einen Platz auf den Bühnen; der Berliner Versuch fand gar bald in Hamburg und Mannheim Nachahmung; ja selbst über den Canal weg soll er nicht ohne Einfluss gewesen sein.

Am 14. April 1774 brachte die Vossische Zeitung folgende Ankündigung, welche nur den Theater-Zettel wiedergibt: »Heute [d. i. am 12.] wird die von Sr. Königl. Majestät von Preussen allergnädigst privilegirte Kochische Gesellschaft deutscher Schauspieler aufführen: »Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand«. Ein ganz neues Schauspiel in 5 Akten, welches nach einer ganz besondern und jetzt ganz ungewöhnlichen Einrichtung von einem gelehrten und scharfsinnigen Verfasser mit Fleiss verfertigt worden. Es soll, wie man sagt, nach *Shakespear's*chen Geschmack abgefasst seyn. Man hätte vielleicht Bedenken getragen, solches auf die Schaubühne zu bringen, aber man

hat dem Verlangen vieler Freunde nachgegeben, und so viel, als Zeit und Platz erlauben wollen, Anstalt gemacht, es auszuführen. Auch hat man, sich dem geehrtesten Publicum gefällig zu machen, alle erforderlichen Kosten auf die nöthigen Decorationen und neue Kleider gewandt, die in den damaligen Zeiten üblich waren. In diesem Stück kommt auch ein Ballet von Zigeunern vor. Die Einrichtung dieses Stückes ist am Eingange auf einem à parte Blatt für 1 Gr. zu haben«.

Koch rechnete auf die Neugierde des grossen Publicums, das wohl römisches und griechisches Costüm, wohl Reifrock und Perrücke auf der Bühne zu sehen gewohnt war, aber nicht die Rüstungen und das Drumunddran eines Ritterstückes. Auch ein Zigeuner-Ballet kam vor, was zwar schon dagewesen war, aber für das ganze Werk schon von Anfang an den Reiz des Ungewohnten, Ungewöhnlichen erregte.

Und so erschien denn der Mann »mit der eisernen Hand« zum ersten Mal am 12. April 1774 auf den Brettern. Der Zulauf zu den Vorstellungen war ein enormer, so dass sechs Tage hintereinander das Stück des Herrn »Dr. Göde in Frankfurt a. M.« aufgeführt werden musste (1774 im Ganzen vierzehnmal). Drei Tage nach der ersten Darstellung schrieb die Vossische Zeitung: »Das so viel Aufsehen in Deutschland verursachte Schauspiel: Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, ward auf hiesigem deutschen Theater drei mal hintereinander mit grossem Beifall aufgeführt. Es ist eine deutsche Rittergeschichte völlig in der *Shakespear'schen* Manier. Es würde freilich sehr sonderbar sein, wenn man es nach den Regeln der sogenannten regelmässigen Schauspiele beurtheilen wollte, noch sonderbarer aber, wenn man sich der willkürlichen Regeln, die man von Griechen und Franzosen angenommen, erinnern und danach den Werth dieses Stückes bestimmen

x wollte. Es ist, wenn man sich so ausdrücken darf, eine Reihe der vortrefflichsten Gemälde, die nach und nach lebendig werden und weiter unter sich keinen Zusammenhang haben, als dass sie zu Götzen's Lebszeiten vorfallen. Weder Einheit der Handlung noch Vorbereitung einer Begebenheit zur andern, aber dafür so viel damalige deutsche Sitte und Denkungsart, als aus manchem deutschen Geschichtsbuche in folio mit aller Scharfsinnigkeit nicht heraus zu kommentiren ist. Trugen diese Deutschinnen keine Chignons und ellenlange Kleiderschleppen, so hatten sie doch auch ihren schönen Putz, und sagten die galanten Damen damals nicht, wie jetzt, *mon cher*, so sagten sie, mein lieber Junge. Und dass dies verliebten Rittern ebenso reizend gewesen sein muss, als jenes, beweiset diese Geschichte selbst; denn das mein lieber Junge aus einem schönen Munde vermochte den braven Ritter Weisslingen so gut zu einer schlechten Handlung als das *mon cher* mancher unserer Zeitgenossen vermag. Wenn also dieses Stück auch keinen andern Vorzug hätte (und es hat gewiss noch viele andere!) als diesen, dass es uns mit den deutschen Ritterzeiten bekannt machte, so wäre es schon für jeden Deutschen Bewegungsgrund genug, es nicht einmal, sondern vielmals zu hören. Denn es ist doch wunderbarlich genug, die alten Römer so emsig zu studiren, und von den mittlern Zeiten Deutschlands nicht eine Silbe zu wissen!«

x »Wenn der Beifall ein Merkmal von der guten Vorstellung der Schauspieler ist, so kann man sie diesmal vortrefflich nennen; und wenn dieser Beifall ihnen auch nicht zu Theil geworden, so würde doch der Unpartheiische gestehen, dass ein solches Stück, dessen Aufführung vielen Schwierigkeiten unterworfen, im Ganzen genommen, nach der Beschaffenheit des deutschen Theaters wohl von keiner Gesellschaft besser vorgestellt werden kann. Vornämlich werden die Hauptrollen sehr gut ausgeführt, und das

Kostüme, das in den Kleidungen mit wahren Geschmack durchgängig beobachtet wurde, wird selbst der Alterthumskenner rühmen müssen«.

Die Hauptrolle spielte *Brückner*, indem er mehr das unternehmende Wesen, die thatkräftigen Seiten in Götzens Charakter hervorkehrte. Dem entsprechend hatte er auch seine Maske gewählt, welche unseren Theater-Traditionen nicht entspricht. Es hat sich ein Bild seines Costümes erhalten. Sein Götz ist ein kaum dreissigjähriger *junger* Mann, mit vollen kurzen Locken, ein kleines Schnurrbärtchen und »die Fliege« zieren seine Lippen, während Wangen und Kinn rasirt sind. Dadurch erhält sein Aussehen etwas Keckes, man möchte sagen Burschikoses. *Brückner* war der weitaus bedeutendste Schauspieler der ganzen Truppe, er beherrschte das Stück. In einer Zeitschrift, der gelehrten Zeitung für das Frauenzimmer, heisst es von ihm als Götz: »Hier war er völlig Original, übertraf sogar das Ideal, das man sich von einem solchen alten teutschen Ritter gemacht hatte, vernachlässigte keinen Zug, womit er von dem treuherzigen, gleichmüthigen, tapferen *Berlichingen* noch mehr ausmahlen konnte. Die Scene mit seiner Frau, die auf dem Rathhause zu Heilbronn, und die letzten Auftritte waren es zumal, die ihn als einen Meister in seiner Kunst bezeichneten«. Die übrigen Darsteller scheinen recht unbedeutend an Kunst wie an Zahl gewesen zu sein; mancher musste zwei Personen agieren: *Withöft* war *Jerse* und *Olearius*, *Müller* *Selbitz* und *Kohl*, *Klunge* *Sickingen* und *Linck*, *Spengler* *Maximilian* und *Abt* von *Fulda*, *Martini* *Bischof* von *Bamberg* und *Bruder* *Martin*, *Henisch* *Liebetaut* und *Metzler*; es muss eine heillose Verwirrung entstanden sein. Auffallend ist die Besetzung des *Georg* durch einen *Herrn*, *Klotsch*; wir sind gewöhnt, eine *Dame* mit dieser Rolle betraut zu sehen, was in *Berlin* zuerst 1795 versucht wurde.

Von der ganzen Aufführung gibt der folgende Brief ein ziemlich deutliches Bild, und lässt auch Blicke in die Art der Bühnenbearbeitung thun. Er versetzt so gut in die Berliner Stimmung, dass er hier nicht fehlen darf.

»Ob ich bey meinem Aufenthalt in Berlin nicht den Goez von Berlichingen gesehn? — Ja, das hab ich. Man gab ihn, und wie hätt ich da meine Neubegierde zähmen können, die von dem Augenblick an unbeschreiblich gross war, da ich zum erstenmahle hörte, Goez sey wirklich aufs Theater gebracht. — Zwar sagte man mir in Berlin gleich, dass das Stück auf dem Theater nicht auszuhalten sey und ich war eben nicht abgeneigt, das zu glauben; doch auf *das* Urtheil konnt ich nicht rechnen, denn man setzte grossentheils ein allgemeines Verdammungsurtheil des ganzen Stücks hinzu, und wie hatt' ich darauf rechnen können? ein ächtes deutsches Stück macht in Berlin gewiss keine bessere Figur, als in Paris. Das beste war, ich überzeugte mich mit eignen Augen. Der Vorhang ward aufgezo- gen, und ich ärgerte mich von ganzem Herzen darüber, dass man auf solch einem Theater, das nur für Nachspiele scheint gebaut zu seyn, einen Goez spielen wollte. Doch allmählich fieng ich an günstiger zu urtheilen, wenigstens über den kühnen Entschluss, das Stück auf das Theater zu bringen, wiewohl ich mit den Akteurs nur selten zufrieden seyn konnte. Brückner riss mich bisweilen ganz mit sich fort, aber er hatte seine Rolle nicht ganz studirt. Den *guten ehrlichen* Goez machte er sehr mittelmässig, wusste nicht die Rauhigkeit und Steifigkeit des gepanzerten Ritters, und die Gutmüthigkeit eines ehrlichen Mannes in eines zusammenzuschmelzen. Aber wo er den *ungestümen, hartnäckigen* Goez machte, da war er Meister. Ihn vor dem Gerichte der kaiserlichen Rätthe zu sehn, hätt einen allein schon mit der ganzen Vorstellung wieder aussöhnen können. *Klunge* machte den Sickingen, *Müller* den Selbitz, beyde

verdarben viele Stellen, aber die Scene, wo Selbitz verwundet neben dem Wartthurm liegt, machte Müller ganz unverbesserlich, alles in seiner Aktion war studiert, und doch glaubte man nichts als Natur zu sehn. Es schien als ob er die ganze übrige Rolle über dieser Scene vergessen hätte. — *Klotsch* machte seinen Georg, und *Witthöft* den Lerse ganz erträglich. — Weder Md. *Starke*, als Elisabeth, noch auch Md. *Heinsch* [l. *Henisch*], als Maria trafen den Charakter ihrer Rolle genau. Md. *Spengler* affectirte [als Adelheid]. Die letzten beyden schienen ihre Rolle öfters über dem Parterre zu vergessen. Gar sehr niedlich machte die kleine *Witthöften* den Karl, nur Schade! dass Maria hier gar nicht das war, was sie seyn sollte. *Heinsch* [l. *Hencke*, *Henisch* ist Irrthum] spielte seinen Weislingen nur mittel-mässig. Ueberhaupt hab ich es an ihm und mehrern andern, in diesem und andern Stücken, sehr unerträglich gefunden, dass es ihnen öfters einfällt, Brücknern zu kopiren. Das Tischgespräch an der bischöflichen Tafel machte unausstehliche Langeweile, und das war wohl die Schuld der Akteurs nicht. Vielleicht lachen Sie über meinen Geschmack, wenn ich Ihnen sage, dass mir die Zigeunerscene gar ausnehmend wohl gefiel, obgleich andre um mich her weg-sahen und ausspuckten bey den Worten — »da zwey Feldmäus«. — »Ich will sie dir abziehn, und braten, und sollst eine Kapp haben von den Fellchen«. — Ich konnte ja das geschehn lassen, und doch bey meinem Urtheil bleiben, denn — ich war ja nur aus der Provinz. — Nichts fiel elender aus, als das heimliche Gericht. Stellen Sie sich nur vor, das: »Weh! Weh! Weh!« und das: »Klage! Klage! Klage!« in einem Tone wie in einer Knabenschule nachgebetet. Hätte man doch wünschen mögen, dass Goetz die Leute, wie die Bürgerwache vorher, vom Theater gejagt hätte. — Doch es war — und es ist meine Absicht gar nicht, Ihnen eine vollständige Kritik über die Aufführung

des Goez zu schreiben, ich wollte Ihnen nur überhaupt sagen, dass ich, eh ich das Stück sah, gar nicht glaubte, dass es möglich sey, es auf die Bühne zu bringen, und dass ich jetzt glaube vom Gegentheil überzeugt zu seyn. Nur freylich würden die Bedingungen hart seyn. Wäre das Theater noch einmahl so gross, als das Leipziger; die Gesellschaft stark genug, die Rollen alle gut zu besetzen, gesetzt auch, dass manche doppelte Rollen nehmen müssten (wie es auch in Berlin so war); und wäre denn eine Versammlung von Zuschauern zugegen, die sich nicht durch süsse französische Sitten und Theatertheorien verwöhnt hätten, die den Schakespear genug gelesen, um sich daran zu gewöhnen, dass man bald hier ist, bald dort, und Sprünge von Jahren zwischen manchen Scenen machen muss: so wollten wir sehen, was Goez für Eindruck machen würde. Aber auch diese Bedingungen nicht ganz erfüllt, lässt er sich auf dem Theater ertragen, und vielen wollt ich auch wohl versprechen — mit Lust sehen. Überhaupt aber muss ich Ihnen gestehen, dass die kochische Gesellschaft im Ganzen nicht so gut mehr zu Berlin ist, als ich sie zu Leipzig gesehen habe«.

Dieser Brief lässt warmen Antheil des ungenannten Schreibers, der sich nur »G—s—r« zeichnet, und gesunden Sinn entnehmen, obwohl wir ihn an dem, was ihm besonders gefiel, als Kind seiner Zeit erkennen; auch sein Geschmack ist für den Götz noch nicht gereift genug. Schade, dass er nicht die Absicht hatte, eine vollständige Kritik zu geben; es hätte interessirt, sein Urtheil auch über die anderen Rollen, zumal den Martin und Franz, die Herren *Martini* und *Quequo*, zu hören. Bei allem seinem Tadel im einzelnen, erschien ihm das ganze Experiment als wohl gelungen.

Den geraden Gegensatz hiezu bildet das Urtheil *Nicolais* in einem (ungedruckten) Briefe an den Freiherrn von Gebler.

Nicolai hatte in seine »Bibliothek« noch keine Recension über den Götz eingerückt; erst drei Jahre nach dem Erscheinen lieferte Eschenburg eine diplomatisch gewundene Kritik dafür und machte sich zum Echo Nicolai's, indem er über »die theatralische Vorstellung«, die manche Leser dem Stücke vorher kaum zu weissagen sich getraut hätten, äusserte, sie sei mehr »ein Beweis von dem sehr zu entschuldigenden Eifer unsrer Theateraufseher für ihren Vortheil, als von der Schicklichkeit des Stücks zur Aufführung«, die er demselben, der wirklich geschehenen Aufführung ungeachtet, dennoch nicht zugestehen könne.

In dem erwähnten Briefe vom 8. October 1774 — den ich nur aus dem eigenhändigen Concepte kenne — urtheilt Nicolai ähnlich: »Götz von Berlichingen ist allerdings in Berlin mit grossem Zulaufe aufgeführt worden, vielleicht hatten die Kleider und Harnische, ganz neu und im vollkommenen Costüme gemacht, an diesem Beyfalle eben so viel Antheil, als etwas anders. Im Ganzen wurde das Stück nicht schlecht aufgeführt. Bloss die Person des ehrlichen Martins (welcher nach des Verfassers Willen Martin Luther seyn soll) war schlecht besetzt [durch Hrn. *Martini*]. Das Sonderbarste ist, dass selbst Prinzessinnen und Hofleute, die durchaus französisch sind, den Götz besucht haben. Aber wie ich schon gesagt habe, die alten Kleider und Harnische, trugen auch das ihrige bey. Das berlinische Publikum ist übrigens (wie fast alle Publika in der Welt) ein vielköpfigtes Ungeheuer, davon sich einige Köpfe mit den feinsten Säften der besten Pflanzen nähren, die meisten aber Distel und Stroh fressen. Berlin lief vor wenigen Monaten dem *Bischof von Lisieux* [Eveque de Lizieux von Voltaire, 1772] und dem *Götz* zu, und itzt läuft es der *Megäre* eines gewissen *Hafners* aus Wien nach, die sogar mehr als einmal *auf hohen Befehl* gespielt worden ist. Einige aus Prag angekommene Schauspieler hatten sie auf das

Theater gebracht. Jedermann schämt sich in die Megäre zu gehen, und doch wenn sie gespielt wird, ist das Haus voll«.

Wie es Nicolai als ausgemacht galt, dass der Haupterfolg des Götz der Schaulust des Publikums zu danken sei, so auch Lessing, der bekanntlich in einem Briefe an seinen Bruder sagte: »Dass Götz von Berlichingen grossen Beifall in Berlin gefunden, ist, fürchte ich, weder zur Ehre des Verfassers, noch zur Ehre Berlins. Meil [der Zeichner der Costüme] hat ohne Zweifel den grössten Theil daran. Denn eine Stadt, die kahlen Tönen nachläuft, kann auch hübschen Kleidern nachlaufen«. Freilich erkennt Lessing ganz wohl, dass man von dem Stücke nicht, wie Ramler, französisch urtheilen dürfe.

Das Stück war aufgeführt. Das galt aber noch nicht für einen Beweis der Aufführbarkeit. Der Verfasser der *Bisarrerien* sagte noch Jahr und Tag nach dem 12. April 1774: »Wenn aber das keine Predigt ist, die nicht gehalten werden kann, so kann auch das gewiss kein Schauspiel heissen, dessen Aufführung, die Stadt Berlin mag es mir verzeihen, unmöglich ist; wenigstens so lange, bis man die Eigenschaften eines guten Schauspiels gänzlich vergessen hat«.

Dagegen herrschte natürlich im Lager von Goethe's Anhängern eitel Freude und Jubel über den gelungenen Versuch des Director Koch. Von Goethe selbst hat sich keine gleichzeitige Äusserung darüber erhalten. Aber Schubart begeistert sich in seiner *Deutschen Chronik* zu dem Satze: »Ausserordentlich hab' ich mich gefreut, als ich vernahm, dass Göz von Berlichingen mit der eisernen Hand, dieses Schauspiel, welches hundert französische und die meisten deutsche aufwiegt, in Berlin, diesem Tempel des guten Geschmacks, nicht nur dreimal nach einander mit dem grössten Beifalle aufgeführt worden, sondern auch auf Verlangen wiederholt werden musste. Wie patriotisch

klopft mein Herz bey dieser Nachricht! Sollte nicht einmal das *deutsche* Publikum an komischen Opern, an Tragikomödien, diesen Missgeburten des Auslandes und an leeren Farçen satt haben, und unsre ersten Genies Klopstock, Göthe und Lessingen bitten, uns mehr patronymische Stücke zu liefern, wie Hermannsschlacht, Göz und Minna? — Alle gebrechliche Seelen aber, die am Göz von Berlichingen keinen Geschmack finden, empfehl ich hiemit dem Lazareth des Cervantes, unten an dem Fusse des Parnasses«. Und in einer Anmerkung erwähnt er die Anekdote, der Graf Schm *** am Churpfälzischen Hofe, der sich durch sein Herz, seinen Geschmack und seine Erfahrungen vor Tausenden auszeichne, habe, als man ihm den Göz vorgelesen geäußert: »Ich weiss nicht, ob ich lieber den ganzen Voltär oder dieses *einzig*e Schauspiel gemacht haben möchte«. Schon im Beginn des nächsten Jahres findet sich in Schubarts Zeitschrift die Nachricht: »Unsers Göthe Meisterstück, Götz von Berlichingen ist ins Englische übersetzt worden, und wird nächstens in London aufgeführt werden. Ein deutsches Schauspiel in London, wo Shakespear seine Riesenstücke zuerst vollendete! Was muss man nicht erleben! Bin doch sehr begierig auf die Wirkung, die diess herrliche Stück in London hervorbringen wird«. Auch ein anderes Blatt, das »Fränkische Magazin zum Nutzen und Vergnügen« verzeichnet 1775 das Gerücht von der beabsichtigten Londoner Aufführung. Ob eine solche wirklich zu Stande kam, vermochte ich nicht zu ermitteln. Die beiden grossen englischen Zeitungen The Gentleman's und The Scot Magazin nennen Goethe bis in die neunziger Jahre nicht ein einziges Mal und bieten auch wegen der Uebersetzung des Götz keinen Aufschluss. Nach freundlicher Mittheilung des Herrn J. W. Appell in London versah Miss Rose D'Aguilar ihren 1795 oder 1799 erschienenen »Goetz of Berlichingen. Historical Drama from the Ger-

man of Goethe« mit der Bemerkung »never acted«, die wohl auch die Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Sei dem wie ihm wolle, jedenfalls hatte Goethe's Erstlingswerk in Berlin die Feuerprobe bestanden. Die Bühnen von Hamburg und Mannheim hatten die Nachahmung von Kochs Wagnis nicht zu bereuen. Ueberall erntete das Stück den grössten Beifall. Und als später 1786 in Frankfurt a. M. der Götze aufgeführt wurde, da hatte Frau Aja »ein herzliches Gaudium an dem ganzen Spektakel« und freute sich auf die vom darmstädtischen Erbprinzen begehrte Wiederholung, »das wird ein Spass seyn«.

Heute dürfte das Werk kaum im Repertoire irgend einer Bühne fehlen. Wem es aber vergönnt war, im Wiener Burgtheater die liebevolle, technisch fast raffinierte Bearbeitung Dingelstedts mit der bis ins Kleinste vorzüglichen Besetzung zu sehen, den wird wieder eine Begeisterung überkommen, welche der Wirkung des Götze auf die Jugend von 1773 und 1774 nichts nachgibt. Es hat sich ein Umschwung in allen Anschauungen vollzogen, der kaum grösser gedacht werden kann. Das Publikum fühlt sich nicht mehr gequält durch den raschen Wechsel der Scenerie, empfindet nicht mehr peinlich die grossen Zeitintervalle zwischen den einzelnen Begebenheiten, sieht nicht mehr eine lose Reihe von Episoden, die nur zufällig zu Götze in Beziehung gebracht sind, sondern es erwärmt sich für ein grosses Kunstwerk, das es zu fassen vermag, folgt mit gespanntester Aufmerksamkeit dem Leben eines braven deutschen Mannes und so ist die Prophezeiung des Magus aus Norden in Erfüllung gegangen: der Götze ist die Morgenröthe einer neuen Dramaturgie geworden.

